



Abend:

Zeitung.

106.

Freitag, am 3. Mai 1839.

Dresden und Leipzig, in Commission in der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Verantw. Redacteur: E. G. Th. Winkler (Th. Hell.)

Original-Mittheilung aus dem afrikanischen Reisetagebuche Hermann Matthäi's.

(Fortsetzung.)

Auf dem Rückwege von Hippone fiel uns eine, dicht am Meere liegende Maurische Villa, umgeben von hohen Drangenbäumen, auf; eine herrliche mit Früchten geschmückte Palme ragte leicht und schlank über die blendend weiße Mauer, welche den Garten rings umschloß. Eine Thüre aber stand offen, und wir widerstanden der Versuchung einzutreten, um so weniger, als wir noch keinen wohl erhaltenen orientalischen Garten gesehen hatten. Welche Reize entfalteten sich vor unseren Augen, als wir eintraten in diese heimlichen grünen und bunten Räume! — Duftend von den süßesten Gerüchen einer orientalischen Flora umfingen sie uns; die hier athmende tiefe Ruhe und Stille wurde nur durch das Plätschern einer schönen Marmorfontaine unterbrochen, deren armstarker, jedoch nicht sehr hoher Wasserstrahl sich mit silberhellem Glanze von dem dunkeln Cypressen- und Thebintens-Gebüsch abhob, welches das Bassin rings umgab. Goldfische spielten in der kühlen Fluth. Buntes Gitterwerk überhangen von blühenden Schlinggewächsen, Weinreben und Melonen, so wie Pfirsichspaliere bildeten kleine heimliche Boskets. Doch auch der Natur war Manches überlassen, oder hatte sie vielleicht, da der Besitzer der Villa, der abenteuerliche Tussuff jetzt wohl keine

Zeit mehr für die Beschäftigungen des Friedens und der Liebe hat, ihre alten Rechte usurpirt? Ein alter riesiger Feigenbaum, wildverwachsene Cactus und Aloëen breiteten sich fast zur Ungebühr über den ihnen eigentlich angewiesenen Raum aus, und schienen die Rosen- und Jasmin-Hecken verdrängen zu wollen, die als sanfte Grenzwehr die stacheligen und ungelenten Kinder der Wüste, vom weiteren Eindringen in die nur der Zierde und eleganten Botanik gewidmeten Räume abhalten sollten. Hinter Drangenbäumen und schlanken Malvenstauden blickte die glänzend weiße Villa selbst hervor und zwar freundlicher als die maurischen Häuser im Allgemeinen, da ihre Lage mitten im wohlbesiedelten Garten gestattete auch nach Außen einige Fenster und Arkaden anzubringen. Auch die Terrasse des Hauses war mit Blumensträuchern besetzt. Den Hintergrund bildete, jedoch nur hier und da zwischen den dunkeln Laubmassen und Baumstämmen hindurchschimmernd, das blaue Meer, in welches links am Rande des schönen Landschaftsbildes die verfallenen Bastionen Bona's in der Ferne vorsprangen. Wir zeichneten dieses kleine Paradies, dem nichts als die Erscheinung einer reizenden Moriske fehlte um uns ganz in die Märchen- und Feenwelt des Orients zu versetzen. Vergebens recitirten wir den Anfang der Romanze: „Schöne Fatme, schöne Fatme, drunten in des Vaters Garten, blühen sieben Mandelbäume, willst Du nicht der Blüthen warten?“ — Keine Fatme erschien, nur zwei große afrikanische Spitzhunde fuhren uns höchst grimmig an, ihnen

folgte ein alter Neger, wahrscheinlich der Gärtner. Mißtrauisch und eifersüchtig als ob seine Blumen eben so viele verzauberte Jungfrauen wären, schlich der unheimliche Mohr um uns herum; ein Stück Geld verfehlte auch hier seine gewöhnliche Wirkung nicht und verschaffte uns sogar den Eintritt in das Innere des Hauses. — Die Gemächer desselben, welches wie gewöhnlich einen schönen, aber kleinen viereckigen mit bunten Faience-Tafeln belegten, von Arkaden und künstlich geschnitzten Balustraden umgebenen Hof einschloß, waren klein und hatten die, durch die Construction der Maurischen Häuser immer bedingte sehr oblonge Form. Das Ameublement bestand in Teppichen, Kristall-Kronleuchtern und einer Unzahl Spiegeln mit vergoldeten Rahmen im Rococo-Geschmack. Tische und Stühle sucht man vergebens. Dagegen waren einige hölzerne Truhen oder Laden zu bemerken, mit Tulpen und anderen Blumen in den buntesten und grellsten Farben gemalt und denjenigen ganz ähnlich, welche in Sachsen bei den Landleuten gebräuchlich sind. — Auch ein Gemäldekabinet war hier zu finden, aber allerdings das wunderbarste, was ich in meinem Leben gesehen. Die Bilder, ungefähr 12 an der Zahl, stellten nämlich nur Gärten und Seeschiffe vor, die einzigen Gegenstände deren Abbildung den Muhamedanern ihre Religion gestattet, und der einzige Zweig des afrikanischen Kunsthandels, welcher deshalb nebenbei auch noch andere Geschäfte, wie namentlich den Verkauf von Seife und Lichten nicht nur erlaubt, sondern sogar nöthig macht, wenn anders die Maurischen Kunsthändler nicht Hungers sterben wollen. Die Bilder sind mit Deckfarben sehr naiv hingepinselt, ohne eine Spur von Kenntniß der Perspective so wie der Anwendung des Lichtes und Schattens zu verrathen. — Noch einmal durchwanderten wir den Garten, als wir gingen pflückte der Mohr eine weiße Rose und schenkte sie mir mit dem in schlechtem Französisch ausgedrückten arabischen Abschiedsgruße: „Dein Glück vermehre sich!“ —

Bei den Ruinen des Serail des ehemaligen Bey von Bona, dessen herrliche Marmorarkaden jetzt einen Düngerhof umschließen, vorüber, gelangten wir bald durch die porte de Constantine in die Stadt zurück. Noch nie waren mir so viele Leute ohne Nasen und Ohren begegnet, als auf diesem Heimwege. Es sind dieß, wie ich höre, noch Ueberbleibsel oder vielmehr Spuren der türkischen Justizpflege. Uebrigens war diese Strafe den Maurern keineswegs die härteste, nicht etwa weil man in der Kunst Nasen zu machen auch hier schon so weit gediehen, als sich dessen die deutsche Heilkunde rühmen kann, son-

dern weil der geizige Maure viel lieber seine Nase hergiebt, als ein paar Piafter*).

Eben d a h e r, den 12. November.

Ich übergehe die Beschreibung eines französischen Diners beim Herrn v. B. und verweise in dieser Hinsicht auf Semilassos vorletzten Weltgang, in welchem dieses Capitel gründlicher behandelt ist. Nur des dort mit anwesenden vornehmen Juden Jacob und seiner Tochter Esther muß ich gedenken, als zweier Erscheinungen, die wie aus einem Roman herausgeschnitten, uns, ersterer durch seine ausgebreiteten Kenntnisse des Landes und seiner Bewohner, die Feinheit seiner Manieren und die Gewandtheit seiner Unterhaltung, letztere durch ihre ausnehmende Schönheit ungemein interessirten.

Ich sprach mit jenem viel über die Lage seiner Glaubensbrüder vor und nach der Occupation und es war mir nicht befremdend zu vernehmen, daß dieselben zwar jetzt mehr persönliche Achtung und Würdigung genießen, einzelne von ihnen sich sogar eines sehr bedeutenden, aber wie Jacob verständig genug zugab, für beide Theile oft höchst nachtheiligen Einflusses auf die Verhältnisse der Franzosen zu den Eingebornen rühmen könnten, daß aber die pecuniären Vortheile auf Seiten der Juden sonst größer gewesen wären. Sie hielten früher sehr zusammen, litten mit einander und wurden mit einander reich, und diese Gemeinschaftlichkeit gab ihnen in ihrer Gesammtheit eine festere Stellung als sie jetzt haben. *Trainés dans la boue par le peuple, ils gouvernaient dans le Divan.* Esther aber meinte, daß es jetzt unbedingt viel besser sey als früher, jetzt dürfe sie sich doch schmücken; während früher Gold und Edelstein im Keller vergraben gewesen wäre und man es kaum bei Familienfesten in aller Heimlichkeit anzulegen gewagt habe, dürfe sie jetzt frei damit umhergehen. Die Tracht der Judenmädchen ist in der That reizend, ein langes gewöhnlich blaues seidnes, nicht sehr weites Kleid ist vorn auf der Brust mit goldenen Hesteln zusammengehalten und mit breiten Goldborten, welche eine Art Brustlatz bilden, besetzt. Als Gürtel dient ein seidnes Tuch, dessen Zipfel schärpenartig und lang herabhängen, und welches der Taille die naturgemäße Stelle anweist. Das Kleid hat nur lange schlitzenartige Oeffnungen, statt der Ärmel, welche

*) Ein wohlhabender Maure, so erzählt man, habe einmal 3 Nasen hintereinander verloren, zuerst die ursprüngliche, welche er sich in Toulon durch eine nachgemachte hatte ersetzen lassen, welche zweite jedoch bald wieder der Gerechtigkeit anheimfiel, endlich auch noch die an der letzteren Stelle wiederum angeschaffte dritte.

sich an einem Unterkleide befinden und ebenfalls mit Gold sehr reich verziert die Schulter eng umschließen aber so kurz sind, daß sie kaum den 3. Theil des Oberarms bedecken. Von da an fallen weite weiße und durchsichtige Ärmel, welche vorn bis in das Armgelenk reichen, hinten aber so lange Spitzen haben, daß letztere zu größerer Bequemlichkeit gewöhnlich auf dem Rücken zusammengeknüpft werden. Das Haar ist geschheitelt und bei erwachsenen Mädchen mit einem seidnen dreieckigen Tuche umbunden, dessen mittelster Zipfel auf den Nacken herabhängt und welches vorn die Stirn und einen großen Theil des Haupthaars sehen läßt. Kinder tragen kleine runde, goldgestickte Käppchen und das Haar in einem langen, mit buntem meist rothem Bande umwundenen, auf den Rücken herabhängenden Zopfe. Die Füße sind nackt und nur mit niedlichen, rothsamtenen und goldgestickten Pantoffeln bekleidet. Arm- und Ohrringe, prächtige Colliers vollenden den Schmuck. Die Jüdinnen theilen die häßliche Sitte der Maurischen Frauen, die Augenbraunen durch einen schwarzen Strich über der Nasenwurzel in Eins zusammen zu ziehen, nicht; wohl aber färben sie dieselben gern etwas dunkler, eben so die Nägel an Händen und Füßen rothbraun. Ich habe viele, namentlich jüngere Judenmädchen gesehen, bei denen auch das Haar mit vieler Sorgfalt roth gefärbt war, bei den Erwachsenen scheint dieß nicht der Fall zu seyn. Die männlichen Juden haben ihre einfache dunkelblaue Tracht, zu der sie früher genöthigt waren, beibehalten, sie tragen keinen eigentlichen Turban, sondern ein rundes

schwarzes Käppchen auf dem Kopfe, das sie zuweilen mit einem gleichfarbigen Tuche umwinden.

(Beschluß folgt.)

Reflexe aus Leben und Literatur.

Von R. v. Groscreuz.

Der Mensch ist auch eine Welt; er steht gegen sie, wie Welt gegen Welt. (Der Unterschied der Größe ist noch nicht eine Größe des Unterschiedes.) Macht die Welt Ansprüche an ihn, so ist er befugt, auch an die Welt Ansprüche zu machen. Denn, wie er durch die Welt bedingt ist, so ist diese bedingt durch ihn, wär' es auch nur in einem kleinen unscheinbaren Punkte.

Mancher würde weniger wissen, wenn er bessere Lehrer gehabt hätte; seine Selbstthätigkeit wäre weniger geweckt worden.

Was haben die Pietisten denn gegen das Theater? Führen sie selbst nicht Komödien genug auf?

Feuilleton.

Von Adolph Bube wird des nächsten ein Bändchen deutscher Sagen erscheinen, auf das wir im Voraus aufmerksam machen. Die meisten derselben enthalten einen tiefen ethischen Werth. Manche stehen in Beziehung zu den Ereignissen unserer Zeit. H.

Τραγουδάκι*).

Ἡ ἀνοιξίς ἡ δροσερὴ
 Διώκει τὸν χειμῶνα,
 Καλὰ στολιζόντας τὴν γῆν
 Μὲ πράσινον χιτῶνα.
 Ἄς γένη τῶρα ἡ χαρὰ
 Χρυσόφτερον πουλάκι,
 Νὰ κάμῃ 'ς τὴν καρδοῦλάν μου
 Τὸ ἄσπρον τῆς φωλιάκι.
 Τὸ στήθος μου εἶν' ὁμοιον
 Μὲ τὴν ἀλοὴν τελείως,
 Ἐν αὐτὸ τὸ ἄνθος τῆς χαρᾶς
 Ἀνθεῖ πολλά σπανίως.

Φιρμένικος.

Liedchen.

Der duftbeschwingte, frische Lenz
 Schlägt in die Flucht den Winter,
 Und schmückt die Erde lieblich aus
 Mit einem grünen Kleide.
 Wollt', ach! die Freude würde jetzt
 Ein goldgefiedert Vöglein
 Und baute in dem Herzchen mein
 Ihr liches, weißes Nestchen,
 Denn ganz und gar gleicht meine Brust
 Der Aloe, der Kargen,
 Der Freude Blume blüht aus ihr
 So selten, ach! so selten.

Firmenich.

*) Wir glauben den Philologen, der Vergleichung wegen mit dem Altgriechischen, einen Dienst zu erweisen, indem wir ein Probe der in den deutschen Zeitschriften schon mehrmals erwähnten, in der neugriechischen Sprache gedichteten Lieder des bekannten dramatischen Dichters und Sprachforschers Dr. J. M. Firmenich mittheilen.
 Die Redaktion.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Hannover.

(Beschluß.)

Im Begriffe, von der Ausstellung Abschied zu nehmen, muß ich noch berichten, daß den Hannoveranern das Glück zu Theil geworden ist, den ewigen Juden, nicht allein in verschiedenen Abbildungen, sondern wie er leibt und lebt von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Ich war der Meinung, Julius Mosen habe den Unvernünftigen zur Ruhe gebracht, und siehe da — Ahasverus, vulgo Levi Großmann erscheint und läßt sich, die Stunde für 6 Gr., von Jedem abkonterfeien, der Lust an dem Bartmann findet. Ihrem Bendemann bitte ich im Namen sämtlicher Hannoveraner den verbindlichsten Dank abzustatten, daß wir einmal einen berühmten klassischen Mann in diesen Mauern erblicken durften. —

Vielleicht habe ich noch einen kurzen Nachtrag zum Ausstellungsberichte zu liefern, da etwa ein Duzend Düsseldorf's Gemälde, von Königsberg kommend, bis jetzt ausgeblieben ist, und wahrscheinlich erst in den nächsten Tagen der Ausstellung zugänglich seyn wird. —

Unser Theater bot, außer den vorübergegangenen „Royalisten“ und „Cromwell's Ende“ von Raupach, „Bulwer's Dame von Lyon.“ Ich könnte gar viel Gutes von dem Stücke sagen, wenn es nicht zuletzt durch Geld abgemacht würde. Das geschieht freilich im Leben mehr als je — wie die Versicherungsanstalten uns das schon versichern — eben aus dem Grunde aber sollte die Bühne die Geißel der Satyre und Melpomene's Keule schwingen über die Pludermirthschaft. — Der „schwarze Domino“ macht sich stets mehr beliebt, und man kehrt sich nicht weiter daran, daß der Schluß eine lächerliche Trivialität ist. — Unser Devrient gab den „Correggio“ als erste Antrittsrolle. Es freut mich, von dem Studium eines Schauspielers reden zu können, von dem sichtbaren Eindringen desselben nicht allein in seine Rolle, sondern auch in das ganze Werk. — Das Stück ist bekanntlich in den vier ersten Akten ein Idyll, und erst der fünfte Akt stempelt die ganze Handlung zu einem Trauerspiel, indem der kranke Maler unter der Last der Kupfermünze zusammenbricht. Historisch gewiß ist dieses Ende „Correggio's“ nicht: will die Bühne dasselbe beibehalten, so muß sie, wiewohl die Summe der zu schleppenden Kupfermünze nur einen sehr mäßigen Beutel füllt, diesen doch bedeutend vergrößern, wenn dem Zuschauer die Möglichkeit als eine Wahrheit erscheinen soll, und dennoch findet diese Scene nicht mit Unrecht wenige Freunde. Man hat daher früher schon den Versuch gemacht, das Stück mit dem vierten Akte zu schließen, indem man demselben einige nothwendige Motive aus dem fünften Akte anhing. Jetzt ist das anders! Ein Herr — der Name fällt mir nicht sogleich ein — hat den fünften Akt auf seine Weise verbessert, und so wird nun Dehlenschläger's „Correggio“ gegeben! — Bei der Gelegenheit, daß eine neu engagirte Altistin, Ule. Penz aus Mainz, sich dem Publikum zur Probe producirte, ward es angemessen gefunden, dem Tancred einige Scenen zu streichen. Ich bin nun allerdings kein Freund von dergleichen Streichereien, einmal des Stückes, dann des Publikums wegen; wenn jedoch ein hiesiges Blatt bei diesem einzigen Anlaß die Aeußerung fallen ließ: man werde noch dahin kommen, ein angekündigtes Stück ein-

mal ganz zu streichen, und dem Publikum für sein Geld das leere Nachsehen lassen, so heißt das wohl die Sache zu weit treiben. —

Unsere bisherige Primadonna, Ule. Tacedé, hat, in Kränzen, Gedichten und enormen Applaus — in der Norma — fast erstickt, ihre Reise zum Frankfurter Theater bereits angetreten. Sie besitzt bedeutende Fertigkeit und für ihren zierlichen Körper auch ansehnliche Mittel, aber wenig Metall.

Ich bin in meinem Theaterberichte aus dem höchst triftigen Grunde so weitläufig gewesen, da mein lieber langjähriger Freund in Berlin, der Freimüthige, sich kürzlich mit Recht über die Kürze meiner Bühnenrelationen öffentlich beklagt hat, verspreche ihm außerdem noch aufrichtige Besserung, und da er mich schon so lange Jahre kennt, weiß er, daß ich Wort halte.

Miß Robena Laidlaw, Pianistin F. M., unserer Königin, erfreute die Musikliebhaber zu zweien Malen durch eine Kunstfertigkeit, die mich, der ich in Wien glaubte begriffen zu haben, wie weit der Mensch mit einem Flügel zu kommen vermöge, dennoch überraschte. Sie trug Sachen von Thalberg und andern Meistern vor, also Sachen, für welche man sich großen Theils ein neues Ohr und eben so neue Begriffe von Musik acquiriren muß. Von Begriffen bin ich nun leider immer etwas schwerfällig gewesen, doch lasse ich mir den Thalberg wirklich ganz wohl gefallen: er ist ein Revolutionair von 1789, wenn es Andere von 1792 sind, und das giebt denn einen höchst auffallenden Unterschied. — Einen Beweis für meine Schwerfälligkeit im Begreifen will ich, obgleich dieser ganze Bericht dafür zeugen kann, hier doch noch besonders niederlegen in der Frage: warum wird Miß Laidlaw eine Pianistin, dagegen Fräulein Therese Böhm, welche kürzlich hier ebenfalls ein Concert gegeben, eine Clavierspielerin genannt? Warum nennt man überhaupt das Tasteninstrument in einer Zeit ein Piano, wo man darauf kaum etwas Anderes, als Furiosissimo hört? Vielleicht erörtere ich diese Frage später selber einmal gründlich.

Recht sehr erwünscht wäre es mir gewesen, mit „Mendelssohn's Paulus“, welcher am Charfreitage zum Besten der Armen gegeben ist, diese Mittheilungen zu schließen, und etwa noch den Wunsch, welchen ich überhaupt schon seit manchen Jahren umsonst zu realisiren trachte, also noch den Wunsch anzuhängen, ein Recensent zu seyn, um mich einmal so recht weitläufig über ein Oratorium aussprechen zu können, das mit tausend Freuden eben so viele unerreichbare Wünsche in mir erweckt hat. Aber, wie gesagt, ich müßte Recensent seyn, denn nur einem Solchen steht es wohl an, auf Unerreichbares Jagd zu machen. Leider kann ich mit diesem Oratorio nicht schließen, denn ich muß als ein höchst beklagenswerthes Ereigniß den in durchaus krankhaftem Zustande selbst gewählten Tod eines Mannes anführen, mit dem ich leider nie in Verbindung stand, den ich aber stets als einen redlichen Geschäftsmann, als würdigen Vater einer achtungswerthen Familie geehrt habe. Er begann mit einem sehr beschränkten Kleinhandel; seine klare Umsicht, mit Rechtschaffenheit verbunden, brachten ihn in bedeutendere Geschäfte, steigerten sein Vermögen, und erwarben ihm das allgemeinste und nie getäuschte Vertrauen unter den Christen. Manche seiner Glaubensgenossen werden nicht meiner Meinung seyn: zu ihrem Troste kann ich dagegen sagen, daß ich niemals einer der ihrigen gewesen zu seyn mir zu einigem Verdienste wohl anrechnen mag.